

Räumliche Orientierung

Vorläufige Anmerkungen zu einer vernachlässigten kulturellen Dimension

von

Hermann Bausinger

Raum ist seit langem eine zentrale Kategorie der Volkskunde. Günter Wiegelmann rechnet die „Kulturraumforschung“ zu den „bedeutendsten und einflußreichsten Richtungen des Faches“, und er weist darauf hin, daß „der erste Versuch einer systematischen, auf generelle Methoden und Probleme ausgerichteten Zusammenschau aus der Schule der Kulturraumforschung“ kam¹. Tatsächlich kann eine Geschichte des Faches Volkskunde nicht geschrieben werden ohne Berücksichtigung dieser Forschungsrichtung, und die praktische volkskundliche Arbeit operiert immer wieder mit Räumen.

Dabei handelt es sich überwiegend um Verbreitungsräume. Den Ausgangspunkt bilden bestimmte Dinge oder Erscheinungsformen der Volkskultur, die beobachtet oder nach deren Vorkommen archivarisches geforscht und gefragt wird; anhand der erhobenen Befunde wird die geographische Ausdehnung eines Phänomens verfolgt, bis zu der Linie, an der ein anderes Phänomen (eine andere Brauchform, eine andere Spielart einer Überlieferung, eine andere Manifestation der Sachkultur etc.) auftaucht. Die so gefundenen Grenzlinien oder auch Grenzzonen umschließen ‚Räume‘ — einen Nikolaus-Raum beispielsweise im Gegensatz zu einem Martins-Raum, ein Einhaus-Gebiet im Gegensatz zu einem Gehöft-Bereich. Häufig bleibt es bei dieser Erschließung von Verbreitungsräumen, die wichtige Hilfen für die Rekonstruktion von Diffusions- und Innovationsprozessen darstellen und so auch zum funktionalen Verständnis und zur sozialgeschichtlichen Einbettung eines Phänomens beizutragen vermögen.

¹ GÜNTER WIEGELMANN, *Ertrag und Aufgaben volkskundlicher Kulturraumforschung*. In: *Volkskundliche Kulturraumforschung heute. Beiträge eines internationalen Symposiums*, hg. v. H. L. Cox und GÜNTER WIEGELMANN, Münster 1984, S. 1-12, hier S. 1 und S. 3. Der Hinweis zielt auf ADOLF BACHS „Deutsche Volkskunde“ (1. Aufl. Leipzig 1937).

² Diese das Räumliche transzendierende Qualität der räumlichen Forschung wird

Manchmal werden diese erschließbaren Bewegungen aber dann auch in Beziehung gesetzt zu umfassenderen Kulturbewegungen; Verbreitungsräume werden integriert in einen größeren Kulturraum. Damit ist eine andere Ebene erreicht; aber es handelt sich doch vielfach um eine Art Verlängerung des Ansatzes, der nach der Verbreitung einzelner Gegenstände fragt. Den wesentlichen Ausgangspunkt bilden auch hier solche Gegenstände und konkreten Erscheinungsformen, die nun eben aufeinander bezogen und als Ensemble interpretiert werden.

Der Sinn und Wert dieser Kulturraumforschung ist oft gewürdigt worden: sie versetzt im allgemeinen die Kartenbilder in Bewegung, bringt die Grenzlinien in ihrer Bündelung zum Sprechen, führt hin zu Entwicklungen, Verschiebungen, Prozessen. Auch auf die Gefahren und Probleme ist oft hingewiesen worden. Darauf etwa, daß die volkskundliche Kulturraumforschung in aller Regel keine neuen Kulturräume erschloß, sondern lediglich — von der Sprachgeschichte oder anderen Disziplinen — vorgegebene „Räume aufzufüllen und zu unterbauen“ in der Lage war³. Oder auch auf die Schwierigkeiten der Gewichtung verschiedener kartographierter Erscheinungen — die „raumgrammatische Methode“, bei der Sprache mit ihrem begrenzteren und leichter systematisierbaren Inventar zumindest diskutabel, bietet erheblich weniger Möglichkeiten, wo sie voraussetzt, daß ein Brauch, eine Redensart, eine Kleidungsform u.a. in ihrem spezifischen Gewicht gegeneinander abgewogen werden⁴. Und schließlich: die Konzentration auf die Gegenstände, die Objektivationen, bringt die Gefahr mit sich, daß die jeweiligen Träger, die agierenden Menschen, abhanden kommen — die nicht ganz seltene militärische Terminologie, die den Frühstückskaffee im Vorrücken, das Christkind auf dem Rückzug sieht und gelegentlich im Stil der Wehrmachtsberichte den Sieg einer Erscheinung über eine andere feiert, bildet zumindest ein Warnsignal in dieser Richtung.

Diese Beobachtung weist nicht nur zurück auf die Schwierigkeiten der Gewichtung, bei der man sich fragen muß, ob sie nicht vernünftigerweise nur von den Subjekten her vorgenommen werden könnte; sie wirft auch die Frage auf, ob raumbezogene Erhebungsmethoden nicht etwas direkter auf diese Subjekte ausgerichtet werden könnten. Richard Weiss hat die Unterscheidung von objektivem und subjektivem Raum schon sehr früh vorgeschlagen⁵, und diese Unterscheidung wurde auch verschiedentlich diskutiert. Allerdings führten die Überlegungen in Bezug auf den subjektiven Raum meist zu einem negativen

besonders offenkundig bei den Innovationsstudien anhand serieller Quellen, auf die hier nicht eingegangen werden kann.

³ Vgl. GÜNTER WIEGELMANN, Probleme einer kulturräumlichen Gliederung im volkskundlichen Bereich. In: Rheinische Vierteljahrsblätter 30 (1965), S. 95-117, hier S. 97.

⁴ Ebd., S. 95 passim; vgl. auch GÜNTER WIEGELMANN, Reliktzonen und moderne Gebiete in der bäuerlichen Sachkultur der Neuzeit. In: Kulturraumprobleme aus Ostmitteleuropa und Asien, hg. v. GERHARD SANDNER, Kiel 1964, S. 24.

⁵ RICHARD WEISS, Kulturgrenzen und ihre Bestimmung durch volkskundliche Karten. In: Studium Generale 5 (1952), S. 363-373.

Ergebnis: „Zentrale Werte lassen sich anscheinend ebensowenig kartographisch darstellen wie ein Heimatraum“⁶. Diese Feststellung erscheint diskutabel. Mit raumstatistischen Methoden ließe sich wohl hier einiges bewerkstelligen; die Zugehörigkeitsgrade, wie sie beispielsweise von Heiner Treinen erhoben wurden⁷, ließen sich durchaus in ein Kartenbild übersetzen. Was an Möglichkeiten in der ‚Perzeptionspsychologie‘ und der ‚Perzeptionsgeographie‘ erarbeitet wurde, könnte hier mit eingebracht werden.

Wie bei der Orientierung an objektiven Gegebenheiten bleibt freilich auch hier die Schwierigkeit bestehen, verschiedene Raumbezüge zu einem einheitlichen Raum zu integrieren. Und was gemessen bzw. verkartet wird, ist auch hier auf objektive Gegenstände und Gegebenheiten gerichtet, freilich in der jeweiligen subjektiven Brechung⁸. Im folgenden soll jedoch von räumlichen Orientierungen die Rede sein, die nicht — oder doch nicht zwingend — an einzelne Gegenstände gebunden sind, sondern gewissermaßen eine vorgängige, elementarere Raumerfahrung betreffen. Sie kommt, soweit ich sehe, in der raumbezogenen volkskundlichen Forschung kaum vor, dürfte aber doch nicht unwichtig sein.

Es geht um die räumliche Orientierung ‚als solche‘, um das Verständnis des Raumes als Raum. Diese Bestimmung muß freilich wohl sofort modifiziert, zumindest näher erläutert werden. Zunächst ist daran zu erinnern, daß Raum in gewisser Weise immer Raumverständnis ist: die neutralisierende, von der materiellen Füllung abstrahierende Kategorie Raum bezeichnet ja nichts objektiv Vorhandenes, sondern ist eine relationale Größe; nach Kant eine apriorische Anschauungsform des menschlichen Geistes. Georg Simmel formuliert später, der Raum sei „nur die menschliche Art, an sich unverbundene Sinnesaffektionen zu einheitlichen Anschauungen zu verbinden“⁹. Diese „menschliche Art“ ist nicht individuell; der Raum ist — dieser Gedanke bestimmt die Überlegungen Simmels

⁶ WIEGELMANN (wie Anm. 1), S. 8.

⁷ HEINER TREINEN, *Symbolische Ortsbezogenheit. Eine soziologische Untersuchung zum Heimatproblem*. In: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 17 (1965), S. 73-97 und S. 254-297.

⁸ In den psychologisch-ökologischen Erwägungen zur „imageability“ von lokalen Bauwerken und Gegenständen wird dies ganz deutlich — allerdings geht es nicht um den Gegenstand als solchen, sondern um seine Bewertung, um die Frage, inwieweit er als Identifikationsobjekt dienen kann. Vgl. MARYANN JACOBI/DANIEL STOKOLS, *The Role of Tradition in Person-Environment Relations*, *Colloquiumsbeitrag Tübingen* 1980, S. 4passim.

⁹ GEORG SIMMEL, *Soziologie des Raumes*. In: *Jahrbuch für Gesetzgebung, Verwaltung und Volkswirtschaft im Deutschen Reich* 27 (1903), S. 27-71, hier S. 28.

wie die Dürkheims — ein soziales Konstrukt. Damit ist aber auch schon angedeutet, daß Raum kulturspezifisch ist. Es gibt nur ‚semantisierte‘ Räume; die Bedeutung ist von der jeweiligen Kultur abhängig.

Es gelingt deshalb auch am leichtesten, zu dieser grundlegenden Kategorie der Rauminterpretation vorzustoßen, wenn vergleichend von weit auseinanderliegenden Kulturen die Rede ist. Kulturanthropologen haben, wenn von Raum gesprochen wird, schnell das Beispiel von Benjamin Lee Whorf zur Hand: In der Sprache der Hopi-Indianer gibt es keine Bezeichnungen für imaginäre Räume wie Himmel oder Hölle; und leere Räume können sie sich nicht vorstellen¹⁰. Ich verzichte auf die Diskussion der Frage, ob wir das können; Raum ist in unserer Perzeption ja in aller Regel nicht eigentlich Raum, sondern (ausgefüllter oder nicht-ausgefüllter) Platz für irgendetwas. Aber offenbar gibt es in der Anschauung der Hopi gar keine Möglichkeit, von der Ausfüllung zu abstrahieren; Bezeichnungen für Räumlichkeiten wie ‚Zimmer‘ fehlen.

Diese Kulturspezifität des Raumverständnisses dürfte auch durch Setzungen der Humanethologie nicht in Frage zu stellen sein. Wenn beispielsweise „Territorialität“ nicht nur auf Tiere, sondern auch auf den Menschen bezogen und diesem „Reviervverhalten“ als universale Attitüde zugeschrieben wird¹¹, so drängt sich sofort die Beobachtung auf, daß das jeweilige „Revier“ ja nicht instinktiv festgelegt ist, sondern das wechselnde Ergebnis komplexer sozialer Bedingungen.

Gerade scheinbar ganz elementare Raumgefühle, die quasi-instinktiv scheinen, sind in verschiedenen Kulturbereichen ganz unterschiedlich. Edward T. Hall geht darauf in der Perspektive der „Proxemics“ ein¹². Überall fungiert der Körper als Instanz der Raumbezogenheit; aber die Körpergrenze wird nicht einheitlich erfahren, und Nähe und Ferne in elementaren Formen der Kommunikation werden ganz verschieden eingeschätzt. Deutsche erfahren das bei der Beobachtung von oder in der Begegnung mit Südeuropäern, die im allgemeinen sehr viel leichter Körperkontakt herstellen. Auch Deutsche kommen sich aber (was sie meistens selber nicht registrieren) beim Gespräch, in der Warteschlange und bei ähnlichen Gelegenheiten relativ nahe — die Berührung, der körperliche Kontakt ist allerdings eher verpönt. Von US-Amerikanern wird diese Nähe kritisch registriert; eines der Ausgangsbeispiele von Hall ist die Erfahrung US-amerikanischer Soldaten, die nach Europa kamen und übereinstimmend feststellten: „People stood ‚too close‘ during conversations“¹³.

¹⁰ Vgl. EDWARD T. HALL, Proxemics. In: *Current Anthropology* 9 (1968), S. 83-108, hier S. 89.

¹¹ In die deutschsprachige Volkskunde hat vor allem INA-MARIA GREVERUS diese Begriffe eingeführt, freilich nicht ohne ihrerseits bereits Differenzierungen vorzunehmen: *Der territoriale Mensch. Ein literaturanthropologischer Versuch zum Heimatphänomen*, Frankfurt a.M. 1972.

¹² HALL (wie Anm. 10).

¹³ Ebd., S. 84.

Der Unterschied betrifft aber nicht nur Situationen, in denen Entfernungen unmittelbar körperlich erfahren werden, sondern auch das Denken über Entfernungen, gewissermaßen die Einschätzung der Entfernung einer Entfernung. Mein eigenes Schlüsselerlebnis zur kulturspezifischen Raumerfahrung hängt ebenfalls mit dem Besuch eines US-Amerikaners zusammen. Ein auf die Folklore der Südstaaten spezialisierter Professor hielt einen Vortrag im Tübinger Deutsch-Amerikanischen Institut. Ich war eigens auf den Vortrag hingewiesen worden, war aber verhindert und entschuldigte mich. Zwei Tage später erhielt ich einen Anruf vom Frankfurter Amerika-Haus mit dem Hinweis, daß der betreffende Professor am nächsten Abend dort spreche — verbunden mit der nachdrücklichen Einladung an mich, doch zu dem Vortrag zu kommen. Ich blieb bei dem Telefongespräch zwar höflich, hätte aber am liebsten erklärt, daß ich den amerikanischen Kollegen für verrückt halte. Erst allmählich wurde mir klar, daß er eben dies nicht war, daß vielmehr die weitgehende Selbstverständlichkeit seiner Einladung ebenso wie die Selbstverständlichkeit meiner Ablehnung in kulturspezifischen Raumvorstellungen begründet war. In Amerika führe man eben von Tübingen nach Frankfurt zu einem Vortrag — oder richtiger: in Amerika ist diese Entfernung gewissermaßen beiläufig überbrückbar, während sie sich hier als nicht-akzeptable Störung der Dispositionen eines Tageslaufs darstellt.

Es versteht sich, daß es in diesem kulturellen Raumverständnis interne Unterschiede gibt — individuelle Abweichungen, aber wahrscheinlich auch ‚subkulturelle‘ Regungen. Mein 18-jähriger Sohn wäre vermutlich sehr viel leichter zu einem Frankfurt-Trip zu überreden gewesen als ich — wenn auch nicht zum Besuch eines Vortrages. Hier kündigt sich möglicherweise eine generationsspezifische Verschiebung an; und natürlich muß auch mit anderen Unterschieden — nach Geschlecht, Sozialschicht, Region etc. — gerechnet werden; davon wird noch die Rede sein.

Trotzdem ist die generalisierende Feststellung, daß in der deutschen Bevölkerung ein anderes Raumempfinden verbreitet ist als in der amerikanischen, wahrscheinlich zulässig. Gibt es Erklärungen für den Unterschied? Direkter gefragt: warum ist Frankfurt so weit weg? Beim Versuch der Beantwortung der Frage füllt sich der leere Raum auf; die Erfahrung von Entfernungen ist natürlich abhängig von dem, was an der Strecke liegt oder nicht an der Strecke liegt. So läßt sich vermuten, daß die Entfernungen groß wirken, weil Hunderte von Siedlungen, Weilern, Dörfern, Städten zwischen den beiden Punkten liegen, weil wir es also mit einer Bevölkerungs- und Siedlungsdichte zu tun haben, die weit über dem Durchschnitt der US-amerikanischen (selbst über der amerikanischen Oststaaten) liegt. Allerdings muß man fragen, ob diese Ballungsräume und Siedlungen bei der Überbrückung der Entfernungen überhaupt noch relevant sind. Von Autobahnen und Zugstrecken werden sie weithin ignoriert, und zweifellos haben solche neuen Verkehrsmöglichkeiten die räumlichen Beziehungen und Empfindungen modifiziert. Aber hier wird dann auch

das kulturelle Trägheitsmoment deutlich: in der Mentalität wirken an sich überholte objektive Gegebenheiten nach.

Tatsächlich ist das deutsche Verhältnis zum Raum nicht allein aus gegenwärtigen äußeren Bedingungen ableitbar; es ist historisch geprägt. Es ist nicht zuletzt die Zerstückelung des späteren deutschen Staatswesens, die hier nachwirkt; die politische „Kleinkammerigkeit“, die teilweise ihre Entsprechung in der starken morphologischen Unterteilung der Landschaften findet¹⁴. Auf dem deutschen Gebiet gab es bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts rund tausend kleine Territorien, deren Grenzen prägend und auch nicht ohne weiteres überschreitbar waren. Sie konstituierten rechtliche Einheiten, waren oft gleichzeitig Konfessionsgrenzen, beeinflussten das Konnubium, trugen zur Herausbildung eigener Lebensstile bei. Die gleiche Ursache, die zur Herausbildung sehr vielfältiger und relativ geschlossener Kulturlandschaften führte, begründete auch ein spezifisches Raumempfinden. Man hat zwar mit Recht darauf hingewiesen, daß durchaus Möglichkeiten und auch Zwänge bestanden, die Territorien zu verlassen. Die *stabilitas loci* der Vergangenheit wird leicht überschätzt. Tatsächlich waren durch all die Jahrhunderte Handwerksgesellen, Kaufleute, Hausierer, Saisonarbeiter zeitweilig unterwegs — von Soldaten und Vaganten ganz zu schweigen. Sieht man von diesen, den eigentlich „Heimatlosen“ ab, so handelte es sich aber weitgehend um Zeitwanderungen. Nach einigen Wochen, Monaten oder auch Jahren kehrten die Betreffenden wieder in das Gemeinwesen zurück, von dem sie ausgegangen waren; sie hatten zwar einiges ‚erfahren‘, mußten sich aber dem vorgegebenen Horizont wieder einfügen. Dies bezeugen Anekdoten, die sich über diejenigen lustig machen, die versuchen, einen anderen Lebensstil in ihren Herkunftsort zu verpflanzen¹⁵.

Das Ergebnis der historischen Entwicklungen war eine Immobilität, die sich laufend — gewissermaßen durch Selbstinduktion — verstärkte: Ortsveränderungen auf Dauer innerhalb des deutschen Gebiets waren unüblich; „Ortsfestigkeit“ (um einen alten Ausdruck der Dialektologen aufzuwärmen) wurde zur Norm. In Deutschland hatte man nicht von auswärts zu sein; man ist „von hier“. Es gibt einen berühmten Nachkriegswitz zu diesem Thema, der in meiner Heimat im allgemeinen in Stuttgart lokalisiert wird: Eine Frau fuhr mit einer der ersten Straßenbahnen, die wieder unterwegs waren, aus der Stadt nach Hause. Ihr gegenüber saß ein schwarzer Besatzungssoldat, aber in Zivil. Während der ganzen Fahrt starrte ihn die Frau an; als sie aufgestanden war und sich zum Aussteigen anschickte, wagte sie endlich ihre Frage: „Sie sind aber nicht von hier?“ „Nein“, erwiderte der Schwarze, und die Frau sagte: „Drum!“

¹⁴ Vgl. HERMANN BAUSINGER, *Zur politischen Kultur Baden-Württembergs*. In: *Baden-Württemberg. Eine politische Landeskunde*, hg. v. DEMS., THEODOR ESCHENBURG u.a., 3. Aufl. Stuttgart [u.a.] 1985, S. 13–40.

¹⁵ *Zur Bedeutung der „Horizonte“* vgl. HERMANN BAUSINGER, *Volkskultur in der technischen Welt*, Neuausg. Frankfurt 1986, vor allem Kapitel II.

Die so sichtbar werdende Immobilität wird auch praktisch immer wieder bestätigt. Arbeitslose können nur schwer in andere Gebiete vermittelt werden, und die Verlagerung von Industriearbeitern in weiter entfernte Zweigwerke macht oft erhebliche Schwierigkeiten. Allerdings wäre es verkürzt, wenn man diese Immobilität lediglich als Ausdruck einer überholten Ideologie verstünde. Sie hat soziale Strukturen und psychische Haltungen erzeugt, die nun ihrerseits die Immobilität sinnvoll und notwendig erscheinen lassen. Es gibt ein dichtes Netzwerk sozialer Abhängigkeiten, Bindungen und Hilfestellungen, das, einmal aufgelöst, nur schwer rekonstruierbar ist. Es gibt eine Hierarchie formeller und informeller Gruppierungen, in der man sich, von außen kommend, schwer zurecht findet und in der man auch nicht ohne weiteres den gleichen Platz, die gleiche soziale Geltung erobern kann, die man ‚daheim‘ gehabt hat.

Dieses ‚Daheim‘ ist für Deutsche also unbeweglicher und hat ein höheres spezifisches Gewicht als bei den Amerikanern. Ein Umzug, für den Bewohner der Vereinigten Staaten immer auch eine Chance und jedenfalls kein Hexenwerk, ist für Deutsche in aller Regel eine erhebliche emotionale Belastung. Auch hier wirkt nicht nur Ideologie: da Deutsche auf die Stabilität ihrer Verhältnisse eingerichtet sind, richten sie ihre Verhältnisse auf diese Stabilität ein. Hausbesitz bedeutet viel; der Besitz an Utensilien aller Art ist groß; die Möbel sind, der Etymologie zum Trotz, nahezu Immobilien. Edward T. Hall bringt das groteske Beispiel von einem deutschen Geschäftsmann in Amerika, der sich über das ständige Verrücken der Bürostühle ärgerte und schließlich seinen Sessel am Boden festschraubte¹⁶.

Der spezifische Zusammenhang von Seßhaftigkeit und Besitz hat auch zu einer besonderen Form der Wohnkultur geführt. Charakteristisch ist die Norm ‚gemütlichen‘ Wohnens¹⁷, eine relativ hermetische, abgeschirmte Form, die im deutschen Konzept von Heimat ihre Entsprechung hat. Die — positiv ausgedrückt: selbstgenügsame, negativ ausgedrückt: verhochte — Gemütlichkeit ersetzt und verhindert eine stärker nach außen gerichtete Geselligkeit. Die Spezifik deutschen Raumpfindens hat ihre politische Dimension. Sie ist charakterisiert durch den hohen Stellenwert des Privaten und durch ein entsprechendes Manko im öffentlichen Bereich. „Bürgerlichkeit“ entfaltete sich in Deutschland weithin nicht in der Eroberung politischer Positionen, sondern im unpolitischen Raum¹⁸.

Ein amerikanischer Essayist, Jack Melver Weatherford, machte sein Bild von der deutschen Kultur insgesamt an den diversen Formen der Abschirmung fest¹⁹:

¹⁶ HALL (wie Anm. 10), S. 91.

¹⁷ Vgl. hierzu MARGRET TRÄNKLE, *Wohnkultur und Wohnweisen*, Tübingen 1972, S. 127-138, wo auch Einschränkungen dieser Norm präsentiert werden.

¹⁸ Vgl. HERMANN BAUSINGER, *Bürgerlichkeit und Kultur*, Göttingen 1986.

¹⁹ JACK MCIVER WEATHERFORD, *Deutsche Kultur, — amerikanisch betrachtet*. In: *Tintenfisch 15* (hg. von HANS CHRISTOPH BUCH): *Thema Deutschland. Das Kind mit den zwei Köpfen*, Berlin 1978, S. 82-94.

„Bei der Fahrt durch Deutschland bemerkt man zuallererst die ordentliche und präzise Aufteilung von Raum, Land und Gebäuden: Stadt wie Land sind in ordentliche, geometrische Parzellen aufgeteilt, die von einer Vielzahl von Mauern, Zäunen und Toren bezeichnet werden. Jeder Fleck Boden scheint von einer definitiven Grenze umschlossen, die ihn klar von allen anliegenden Grundstücken scheidet. In den Kleinstädten sind die einzelnen Häuser durch regelrechte Mauern voneinander getrennt, und innerhalb dieser ummauerten Liegenschaften befinden sich wiederum Mauern, die den Vorgarten vom Haus und diesen wieder vom Hof trennen — und das Haus erscheint durch seine Rolläden vollends als Festung. Aber auch innerhalb dieses schon so wohl befestigten Hauses teilen normalerweise nochmals massive Türen einen Raum vom anderen. Beim Betreten eines deutschen Hauses ist es keineswegs unüblich, bis zu drei verschlossene Sperrlinien, die zudem von einer Vielzahl elektrischer und mechanischer Sicherheitseinrichtungen gesichert werden, durchlaufen zu müssen. Die Deutschen scheinen die einzigen, die jeden nur vorstellbaren Raum mit einer unüberwindlichen Mauer umgeben, wenn sich das irgend machen läßt. Diese Tendenz spiegelt sich nicht nur in den Häusern, sondern auch in den Städten. Ist auch nur ein Quadratmeter frei — schon kommt einer, zieht Zäune und macht aus dem Ganzen Schrebergärten. Und auf jedes dieser Gartenstücke wird der Vollständigkeit halber noch eine kleine Laube gestellt, ein deutsches Haus in Kleinformat“²⁰.

Es wäre sicher leichtsinnig, dieses Bild pauschal zurückzuweisen. Die historische Entwicklung scheint in Deutschland ein gewisses Enge-Syndrom erzeugt zu haben, mit dem sich die Deutschen auf ihre Art arrangieren. Aber vieles von dem Skizzierten gehört doch eher in den Bereich der Stereotypie, und relativierende Beobachtungen drängen sich auf. Auf der einen Seite sind die geschilderten Phänomene wohl keineswegs auf Deutschland allein beschränkt; in Dänemark beispielsweise hörte ich die böse Bezeichnung „Ligusterfaschisten“, bezogen auf die sich abkapselnden Bewohner der hinter hohem und dichtem Buschwerk verborgenen Häuschen. Und andererseits unterliegen die deutschen Normen und Verhaltensdominanten gewiß der Differenzierung und auch dem Wandel. Im Bereich Privat versus Öffentlich scheint sich ein solcher Wandel anzubahnen: junge Leute in Deutschland lassen häufig die Türen offen, ohne das in Amerika gelernt zu haben; sie betrachten ihre Räume zwar gegenüber den Eltern, aber nicht gegenüber ihresgleichen als sakrosankt, und sie kultivieren das gesellige Leben, das den Raum zwischen dem privaten und dem öffentlichen Bereich überbrückt.

Die Gegenüberstellung, die hier vorgenommen wurde, ist gewiß keine freischwebende Erfindung, und man hat sogar den Versuch gemacht, sie in einen umfassenden Erklärungszusammenhang zu stellen. Gert Raeithel operiert beispielsweise mit der von Michael Balint entwickelten Opposition zwischen einem

„philobatischen" Typ, der „objektschwach" ist und „den Verlust von Personen und Sachen leichter verschmerzt als der anklammerungsbedürftige, relativ unbewegliche, auf Sicherheit bedachte ‚oknophile' Gegentyp"²¹; die US-Amerikaner verkörpern den philobatischen, die Deutschen den oknophilen Typus. Raeithel zeigt zwar vor allem, wie diese Opposition in kritischen bis feindlichen Äußerungen über die „wurzellosen" Amerikaner wirksam wird; aber er betont auch den realen Kern der Stereotypie, den er psychoanalytisch begründet²². Das Raumverhalten kann also gesehen werden als Bestandteil einer umfassenden, wissenschaftlich begründbaren Typologie. Aber für den empirisch ausgerichteten Forscher drängen sich nicht nur Gegenbelege auf (selbst wer in der leidenschaftlichen Suche nach „Roots" nur eine Gegenbewegung sieht, muß diese zumindest einkalkulieren); er wird auch fragen nach Möglichkeiten einer genaueren Überprüfung und damit der Differenzierung.

Was hier vorgetragen wird, sind lediglich ‚vorläufige Anmerkungen zu einer vernachlässigten kulturellen Dimension'. Sie bewegen sich in jenem Bereich, den man als vorwissenschaftlich bezeichnet, der aber doch eine wichtige (vielleicht sogar die wichtigste) Durchgangsstation auf dem Weg zur wissenschaftlichen Formierung ist: im Bereich der vorläufigen Beobachtung und der Problemfindung. Aber selbstredend ist die Frage berechtigt, wie man zu genaueren Befunden kommen kann, denn es ist ja ganz offensichtlich, daß sich die bisher getroffenen Feststellungen so jedenfalls nicht in ein Kartenbild oder in exakte Tabellen übersetzen lassen.

Ich komme hier über den Hinweis auf die Aufgabenstellung nur wenig hinaus. Wenigstens aber will ich die Richtung andeuten, in der Lösungen gesucht werden könnten. Zunächst könnte es sinnvoll sein, den Bereich der Stereotypik nicht einfach zu überspringen, sondern ihn seinerseits genauer ins Auge zu fassen. Das Wechselspiel der Einschätzung zwischen Angehörigen verschiedener Kulturen kann durchaus mithelfen, tatsächliche Strukturen und verborgene Realitäten freizulegen. In einem kleinen, für einen systematischen Zugang freilich viel zu begrenzten Projekt wurde ein solcher Versuch gemacht: wir befragten je fünfzehn griechische, japanische und US-amerikanische Studierende nach ihren Eindrücken von der deutschen Alltagskultur, und dabei spielten gerade auch

²¹ GERT RAEITHEL, *Antiamerikanismus als Funktion unterschiedlicher Objektbeziehungen. In: Englisch-Amerikanische Studien 6 (1984), S. 8-21.*

²² *Vergleiche auch das Buch von ALAN DUNDES, das in die gleiche Richtung zielt: Life is like a chicken coop ladder. A portrait of German culture through folklore, New York 1984, deutsch unter dem eher irreführenden Titel: Sie mich auch! Das Hinter-Gründige in der deutschen Psyche, Weinheim/Basel 1985.*

Raum-Einschätzungen eine wichtige Rolle²³. Auch hier traten die schon erwähnten Impressionen in den Vordergrund: die Enge, die Siedlungsdichte, die Neigung zur Aufteilung und Abschirmung von Räumen, die Isolierung in der Privatheit. Aufschlußreich war auch, daß diese Beobachtungen nicht nur als Eindrücke unter anderen registriert, daß sie vielmehr als weitgehender Erklärungsansatz für eine umfassendere Charakterisierung der ‚Deutschen‘ genommen wurden, so daß die studentische Arbeitsgruppe am Ende verwundert kritisch fragte: „Die Deutschen: groß, unsensibel, depressiv und in sich gekehrt, mit oberflächlichen Beziehungen und unantastbarer Intimsphäre — und das alles, weil es ihnen an Raum fehlt?“²⁴

Der interkulturelle Vergleich mündet freilich in vielen Fällen in pauschale Generalisierungen; die intrakulturelle Differenzierung muß auf andere Weise angegangen werden. Schon bei den wenigen erwähnten Beispielen ist ja doch deutlich geworden, daß es Unterschiede zwischen den Generationen und auch epochale Veränderungen gibt; außerdem dürften Leserinnen und Leser nördlich der Mainlinie sofort einwenden, daß hier aus süddeutscher, genauer: südwestdeutscher Perspektive argumentiert werde. Hier war die politisch-territoriale Zerstückelung in der Vergangenheit besonders groß; hier herrscht, auch jenseits der Ballungszentren, eine relativ große Siedlungsdichte; hier zielen die dominierenden Formen der Arbeits- und Lebensweise fast nie ins Weite.

Jenseits der Mittelgebirge ist dies anders, und selbstverständlich reicht eine solche grobe Zweiteilung bei weitem nicht aus. Enger Raum und weite Kleider seien Seemannsart, schrieb Ludolf Wienbarg²⁵, und es liegt auf der Hand, daß solch ausgeprägte Professionen ganz generell auf die Auffassung von eng und weit, von nah und fern, auch von groß und klein durchschlagen. In der psychologischen Topologie werden solche Fragen im allgemeinen immer nur verallgemeinernd untersucht; für die Kulturwissenschaft käme es darauf an, an die Stelle von neutralisiert gedachten ‚Versuchspersonen‘ reale, kulturspezifisch geprägte Personen zu setzen und die Frage aus dem Laboratorium herauszunehmen in die Wirklichkeit kulturell geprägter Räume. Es scheint mir zumindest wünschenswert, methodische Überlegungen in dieser Richtung anzustellen und sie einmal anhand einer begrenzten Fragestellung zu testen. Vielleicht — in diese Bemerkung will ich meine Glückwünsche verpacken — vielleicht würde sich dabei ja auch herausstellen, daß die Entfernung zwischen Münster und Tübingen gar nicht so groß ist.

²³ Fremde Deutsche. Alltagskultur aus der Sicht ausländischer Studierender (Bericht des Projekts „Kultur kontrastiv“), hg. v. Ludwig-Uhland-Institut, Tübingen 1986.

²⁴ Ebd., S. 28.

» LUDOLF WIENBARG, Tagebuch von Helgoland (1838), Frankfurt a.M. 1973, S. 27.